

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 8

Artikel: Conrad Gessner [Fortsetzung]
Autor: Bretscher, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Conrad Geßner.

Von Dr. R. Bretschner.

(Fortsetzung.)

Daß Geßner sich der Verzweiflung nahe fühlte, geht aus seinem Brief an Myconius vom 3. Juli 1536 hervor: . . . Was meine Lage anbetrifft, so weiß ich wahrlich nicht, was ich sagen soll. Einst wird, hoffe ich, mein Schicksal eine bessere Wendung nehmen. Denn die Hoffnung allein ist alle meine Habe. Nicht daß sich meine Hoffnung auf unsere Chorherren, die undankbarsten Menschen, gründe, sondern auf rechtschaffene Männer, wo sie immer in der Welt sein mögen. . . Bullinger ist mir nicht geneigt; ach, wie oft sehne ich mich seufzend nach meinem Zwingli. . . Ich habe keine Zeit zum Studieren; kein Geld, um Bücher zu kaufen. Lange war ich kaum bei mir selbst und so angegriffen von meiner unglücklichen Lage, daß ich auch dir nicht schreiben konnte, was ich wollte, besonders über meine armselige Lebensart. . .“

Nachdem zunächst seine Besoldung erhöht worden war, wurde ihm das Glück zuteil, mit Hilfe eines Stipendiums in der Höhe des früheren in Basel seine medizinischen Studien weiterzuführen. Doch war diese Unterstützung mehr als bescheiden, so daß er gern den Auftrag eines dortigen Buchhändlers übernahm, ein lateinisch-griechisches Verikon auszuarbeiten.

Auch hier wieder war ihm eine bittere Enttäuschung beschieden. Er sagt darüber: „Der Buchhändler ließ einen geringen Teil meiner Zusätze abdrucken, was ich erst erfuhr, als mir zu Ende des Jahres 1537 das ganze Werk gedruckt zukam. Ob nun der Buchdrucker sich selbst so viele Gelehrsamkeit und Beurteilungskraft anmaßte, unter meinen gesammelten Bemerkungen eine zweckmäßige Auswahl zu treffen, oder ob er manches für eine künftige Auflage bei Seite legen wollte, um sie eine vermehrte nennen zu können, das kann ich nicht entscheiden. Auch starb der Buchdrucker selbst wenige Zeit nach der Herausgabe des Buches. Aber wahrlich, es ist für mich ein großer Schmerz, daß die Frucht einer so unermüdeten und angestregten Arbeit so nachlässig behandelt worden ist. . . Doch weil jener Buchdrucker und die, welche so grausam, so ungerecht mit meinem Wörterbuche umgingen, gestorben sind, so sage ich weiter kein Wort hierüber“. Infolge dieser schlimmen Umstände ging ihm die Arbeit und die Entschädigung dafür verloren.

Noch im gleichen Jahre erhielt er einen Ruf an die durch die Berner Regierung neu gegründete Akademie in Lausanne, wo er als Professor der griechischen Sprache wirken sollte. Wie dankbar Geßner an seiner Vaterstadt hing, geht aus einem Brief hervor, den er bei diesem Anlaß an Bullinger richtete: „Sei versichert, mein väterlicher Freund, daß ich niemals eine Stelle an einem fremden Orte unter einer andern Bedingung annehmen werde als der, nach Zürich zurückzukehren zu können, sobald man meine Dienste dort verlangt. O möchte nur bald die Zeit kommen, wo ich meiner geliebten Vaterstadt und euch allen nützliche Dienste leisten könnte.“

Myconius sah den Wechsel nicht gern. Am 11. November 1537 teilt er Bullinger mit: „Unsern Conrad liebe ich von ganzem Herzen, freue mich seiner geistigen Anlagen, freue mich seiner Studien und seines ausdauernden Fleißes. Er versäumt keine einzige Stunde der öffentlichen Vorlesun-

gen und teilt seine Zeit aufs gewissenhafteste ein . . . Aufrichtigkeit und Redlichkeit zeigt sein ganzes Wesen . . . Seitdem er zu uns zurückgekehrt ist, hat er sich immer auf die eingezogenste Weise betragen und ganz seinen Studien gelebt. Gewiß wird einst Zürich große Ehre und Freude an ihm haben. . . Daß er jetzt schon eine Lehrstelle bekleiden muß, gefällt mir nicht. In seiner Jugend, bei seinen Anlagen sollte er lernen, so lange sich Lehrer finden, von denen er etwas lernen kann. Ist einmal die Zeit des Sammelns vorüber, o dann stellt ihn mir an die Stelle, zu der er sich eignet.“ Also schätzte der Lehrer seinen Schüler nicht gering, aber seinen Fähigkeiten entsprechend ein.

Da Gesner in Lausanne täglich nur zwei Stunden Unterricht zu erteilen hatte, blieb ihm Zeit übrig, seinen Studien zu leben. Die Ferien und alle freie Zeit verwendete er zu botanischen Ausflügen und zu schriftstellerischer Tätigkeit. Hier hatte er auch seine Frau bei sich, die allerdings von den Hausgeschäften weniger verstand als er und ihm überdies durch ihre Kränklichkeit und ihren Eigensinn viele bittere Stunden schuf. 1539 ging er mit ihr ins Leukerbad, wo er seine botanischen Kenntnisse durch fleißiges Sammeln bereicherte.

In Lausanne verfaßte er ein Handbuch der Pflanzenkunde, das die Namen der damals bekannten Pflanzen, ihre Beschreibung und ihre medizinische Verwendung enthielt; ferner ein Namensverzeichnis dieser Pflanzen in deutscher, französischer, lateinischer und griechischer Sprache; weiter zwei medizinische Werke, in deren einem er angab, welche Arzneien durch andere ersetzt werden können, wenn die eine oder andere nicht erhältlich wäre.

Wie damals üblich, widmete er seine Schriften Gelehrten und Freunden, und diese Widmungen bekunden seinen unermüdlichen Forschergeist, die Tiefe seiner Gedanken und seinen edlen Charakter aufs schönste. Die Vorrede zu dem Namensverzeichnis enthält u. a. die Worte: „Um meine brennende Begierde, die Pflanzen und ihre Kräfte kennen zu lernen, zu befriedigen, habe ich nun schon bald seit 4 Jahren die darüber vorhandenen Bücher gelesen, die Beschreibungen der Pflanzen meinem Gedächtnis eingeprägt; ich habe bald allein, bald in Gesellschaft pflanzenkundiger Männer sehr verschiedener Nationen kleinere und größere Ausflüge gemacht; ich habe die höchsten Berge erstiegen, um neue Pflanzen zu finden und die gefundenen den studierenden Jünglingen mitzuteilen. Was nun aber die Unvollkommenheit dieses Versuches anbetrifft, so glaube ich, es habe noch kein Künstler ein so vollendetes Werk herausgegeben, daß er es nicht, wenn er alle Kräfte seines Geistes in gehöriger Muße anstrenge, noch verbessern und vervollkommen zu können hoffe. Dies ist gerade das Wesen des ins Unendliche strebenden Geistes, daß er immer weiter zu dringen sucht und in seiner innern Tätigkeit weit vorzüglicher erscheint als in ihrer äußern Darstellung in Wort und Schrift.“

1540 verließ Gesner seine Stelle in Lausanne, um sich in Montpellier medizinischen Studien zu widmen und seine botanischen Kenntnisse zu erweitern, weshalb er sich auch ans Mittelmeer begab. Die Hoffnung, von einem der dortigen berühmten Ärzte aufgenommen zu werden, ging nicht in Erfüllung; dann kehrte er 1541 nach Basel zurück, wo er die Doktorwürde erwarb. Myconius verleugnet auch jetzt seine wohlwollende Gesinnung für den jungen Mann nicht. Er schreibt am 8. März an Bullinger: „Gesner

kehrt zu euch zurück, geziert mit der höchsten Würde, die ein Gelehrter erreichen kann. So jung er auch ist, so halte ich ihn doch des Lorbeerschmuckes der Doktorwürde für würdig, denn er war von Natur zum Arzte bestimmt. Nun fehlt ihm nur noch Übung, und er verdient, daß ihr ferner für ihnorget, bis er einen Berufskreis als praktischer Arzt gefunden hat."

In Zürich lebte er nun allerdings wieder unter den dürftigsten Verhältnissen und ist deshalb zu eifriger schriftstellerischer Tätigkeit genötigt. Als einzige Erholung gönnte er sich dann und wann eine Reise in die Berge, für die er geradezu begeistert ist. „Ich bin entschlossen, so lange mir die göttliche Vorsehung mein Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg zu ersteigen und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in ihrer vollen Kraft ist, teils meine Kenntniss derselben zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geiste die edelste Erholung zu verschaffen. Denn welch ein herrlicher Genuß, was für eine Wonne ist es, die unermesslichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken emporzuheben. Diese erstaunenswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reißt sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Wer die Weisheit liebt, der fahre fort mit Augen des Körpers und des Geistes den reichgeschmückten Schauplatz dieser Welt zu betrachten; er besteige hohe Berge, er wende seine Blicke hin auf jene unermessliche Alpenkette, er wandle durch schattige Wälder, er stelle sich hin auf erhabene Bergeshöhen und umfasse da die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die vor seinen Blicken ausgebreitet liegt. Und dann frage er sich: Wie kommt es, daß eine so hoch getürmte Last der Berge nicht allmählich sich in die Tiefe niedersetzt, besonders da der Boden gegen deren Fuß immer weicher und wasserreicher wird? Wozu müssen so viele Bergspitzen sich in die Höhe erheben? Sie sind die unerschöpfliche Vorratskammer, in deren Schoß die Quellen, Bäche, Flüsse sich bilden, aus denen die umliegenden Länder ihre Wasserschätze erhalten. An ihren Füßen liegen jene schönen Seen unseres Vaterlandes, ja oft finden wir dergleichen sogar auf den obersten Gipfeln der Alpen. In ihrem Innern sind neue Schätze verborgen, und ihre Heilquellen werden ein Born der Gesundheit und des Lebens für die, welche den oft beschwerlichen Zugang zu ihnen nicht scheuen. Aber auch der geistige und sinnliche Genuß, den eine solche Bergreise gewährt, ist eben so mannigfaltig als wohlthätig. Schon die Anstrengung der Reise selbst, angenehme Gesellschaft, ein von allen Sorgen der gewöhnlichen Berufsgeschäfte freier Geist ist ein großer Gewinn. Dazu kommt die reine Bergluft, die uns überall umströmt und deren Einatmen ebenso erfrischend als belebend ist. Der Sinn des Gesichtes wird durch die mannigfaltigste Abwechslung erheitert und genährt. In der Nähe Pflanzen, die durch den lebhaften Farbenschmuck und die zartesten Bildungen sich auszeichnen, in der Ferne die wunderbaren Gestalten der Berge, die spiegelnde Fläche der Seen, der schlängelnde Lauf der Flüsse, die reichen, wohlangebauten, mit Städten, Dörfern, Weilern geschmückten Ebenen, oder die mit Hirtenwohnungen übersäten, mit weidenden Herden belebten grasreichen Alpen. Das Ohr vernimmt bald den anmutigen Gesang der Vögel, und bald erfüllt uns gerade die tiefe, durch keinen noch so leisen Laut unterbrochene Stille mit heiligem Schauer. Überall umduften uns Wohlgerüche, denn selbst die Pflanzen, die im tiefern Tal keinen Geruch haben, hauchen auf Alpenhöhen zarte, gewürz-

hafte Düste aus, und in dieser reineren Luft ist auch jeder Sinnengenuß reiner, feiner, edler. Das kalte Wasser erfrischt den ganzen Körper, die balsamische Milch stärkt und erfreut, und der durch die Anstrengung des Bergsteigens erregte Hunger macht das einfache Mal in der Hütte des Alpenhirten zur Götterkost.“ Wer würde beim Lesen dieser erhabenen Schilderung ahnen, daß sie vor bald 400 Jahren geschrieben wurde? Die Freude an der Natur, der wohlthätige Einfluß des Bergsteigens auf Körper und Geist werden ja meist als ausschließliche Erkenntnis der Neuzeit behandelt. Sehr bemerkenswert ist auch, wie das Problem der Randseen der Alpen als Folge von Überdruck der Erhebungen und die neueste Biologie der Alpenblumen wenigstens als Beobachtungen und Fragen hier wohl zum ersten Mal auftreten. In das Jahr 1541 fällt auch eine kleine Schrift Gefners über die Milch, die Milchspeisen und Alpenwirtschaft. Außer einigen kleineren Übersetzungen griechischer Schriftsteller ins Lateinische verfaßte er auch eine Neuauflage von Stobäus moralischer Blumenlese, einer aus den bedeutendsten Dichtern und Philosophen des Altertums ausgewählten Sammlung.

1543 reiste er mit dem Buchdrucker Froschauer nach Frankfurt a. M. Das lateinisch-griechische Wörterbuch, das ihm in Basel so viel Kummer bereitet hatte, besorgte er in neuer Auflage.

1544 verbrachte er seine Ferien in Venedig, die dortigen Handschriften der Alten studierend, Pflanzen sammelnd, die Meerfische erforschend. In rascher Folge erschienen nun von ihm wieder Ausgaben griechischer Schriftsteller in lateinischer Sprache und zwischenhinein beschäftigte ihn seine erste Hauptarbeit, die *Bibliotheca universalis*, ein Werk, von dem 20 Bände erschienen. In dieser Riesenarbeit behandelte er alle Schriftsteller der Vor- und Mitwelt, zählt ihre Schriften und deren verschiedene Ausgaben, auch Handschriften, auf und gibt deren Inhalt in gerechter Würdigung jedes Verdienstes an. Alle Fragen, die den Menscheng Geist schon beschäftigt hatten, sind hier nach Gesichtspunkten zusammengetragen. Brunet (1780—1867) bezeichnet Gefner als den ältesten und gelehrtesten Bibliographen Deutschlands und sagt: „Man ist heute verwundert, daß ein einziger Mann mit so wenig Hilfe in weniger als 8 Jahren ein so ausgedehntes Werk, das so viele Untersuchungen erforderte, zustande bringen konnte; eine Arbeit, die trotz unvermeidlicher Irrtümer doch zahlreiche neue und im allgemeinen ausreichende Auskunft gibt.“ Ebert (1791—1834) ruft aus: Erhebet euch ehrfurchtsvoll vor diesem großen Namen, ihr Bibliographen alle. Noch heute ist seine Arbeit eine reiche, bei weitem nicht erschöpfte und sehr oft um vieles sicherer als die Werke späterer Bibliographen! Im weiteren hebt er Gefners Gründlichkeit und Genauigkeit, die Reichhaltigkeit seines Werkes trotz des steten Kampfes gegen Kränklichkeit und Armut ausdrücklich lobend hervor.

Von sich selbst sagt er darin, ein rühmliches Zeugnis seiner Bescheidenheit: „Ich fühle mich verpflichtet, von den meisten meiner Schriften frei zu gestehen, daß beinahe keine davon so ausgearbeitet und vollendet ist, wie der Gegenstand es erfordert und wie es hätte geschehen können, wenn ich meine Schriften eine Zeit lang zurückbehalten und mit Muße ausgefeilt hätte. Aber diese Freude war mir bisher noch nie vergönnt wegen meiner häuslichen bedrängten Lage, denn ich und meinesgleichen viele sind genötigt, für das tägliche Brot zu schreiben. So bitte ich denn die Leser meiner Schriften, wohl zu bedenken, daß es mir nicht an treuem Fleiß und nicht an dem Wun-

ische fehlte, etwas Vollendetere zu leisten, wohl aber an Zeit und freier Muße, denn zwei hart gebietende Göttinnen drängen mich zu schneller Eile, die Dürftigkeit und die Notwendigkeit. Aber das darf ich denn auch mit gutem Gewissen behaupten, daß keine von allen meinen schriftstellerischen Arbeiten (Arbeiten nenne ich sie mit Recht) herausgekommen ist, deren ich mich schäme und die nicht frühere Schriften über den gleichen Gegenstand wenigstens in etwas übertreffe.“

Von seinem Aufenthalt in Paris urteilt er im gleichen Werk: „Ich las in buntem Gemisch griechische und lateinische Bücher, Geschichtsschreiber, Dichter, Ärzte, Philologen, zuweilen auch Dialektiker und Redner. Vieles überhüpfte ich, wenige Bücher las ich ganz. Ich suchte nur durch den Wechsel und durch die Mannigfaltigkeit meines Lebens meinen Geist angenehm zu beschäftigen, was auch heutzutage bei sehr vielen Jünglingen ein großes Hindernis ist, daß sie nicht mehr Fortschritte machen. Die Schuld dieses unordentlichen Studiums lag zum Teil in meiner großen Armut, zum Teil in meiner eigenen Nachlässigkeit; denn ich hatte kaum mein 18. Jahr angetreten, in welchem Alter der Jüngling am wenigsten auf sich selber achtet und sich zu beschränken weiß, wenn ihm kein guter Führer und Berater zur Seite steht. Ich schreibe dies absichtlich nieder, damit ich durch mein warnendes Beispiel lehre, wie schädlich es sei, Jünglinge ganz sich und ihrer Willkür zu überlassen. Wahrlich, die sind sehr zu tadeln, welche um ihr Geld zu schonen, den Jünglingen, die sie zu ihrer weitem Ausbildung in fremde Länder schicken, keine älteren Begleiter und Aufseher mitgeben. Ihr aber, liebe Jünglinge, deren Streben durch häusliche Armut erschwert wird, traut euch selbst nicht zu viel zu; gehet oft zu den gelehrten Männern; tut nichts ohne ihren Rat; hört ihre öffentlichen Vorträge an; zieht ja eure Privatstudien dem Besuche der Kollegien eurer Professoren nicht vor.“ Wie viele junge Männer sind imstande, so offen und frei ihre Fehler zu Ruch und Frommen der anderen einzugestehen? Man beachte auch, wie Gefner vom heutigen Standpunkt der Erziehung abweicht, die den Zögling seinen eigenen Normen überlassen will.

Die „Allgemeine Bibliothek“ begründete Gefners Ruhm und hatte zur Folge, daß er 1545 von dem reichen Grafen Tugger nach Augsburg eingeladen wurde. Dieser wollte ihn als Bibliothekar und Erzieher seiner Enkel gewinnen; vielleicht war ihm auch daran gelegen, diese Leuchte der Wissenschaft wieder dem katholischen Glauben zurückzuführen. Für Gefner aber bestund die Hoffnung, seinen Einfluß zur Ausbreitung der Reformation geltend zu machen. Darum folgte er auf den Rat Bullingers der Einladung. Trotz glänzender Anerbieten: gute Besoldung, Gelegenheit zu Reisen, reiche Hilfsmittel für seine Forschungen, konnte Gefner sich nicht entschließen, dem Rufe zu folgen, da er seinem Glauben und seinem geliebten Zürich treu bleiben wollte. Handschriftliches Material, das er hier studierte, gab ihm Gelegenheit zu weiteren Schriften.

Aber jetzt galt der größte Teil seiner freien Zeit naturwissenschaftlichen Forschungen, die er trotz seiner großen Kurzsichtigkeit unausgesetzt betrieb und förderte. Alle Tier- und Pflanzenarten, deren er habhaft werden konnte, zeichnete er ab und beschrieb sie sorgfältig. Was ihm nicht erhältlich war, ließ er durch Freunde, mit denen er überall einen regen Briefwechsel pflegte, besorgen. Wie sehr er sich hiebei alle erdenkliche Mühe gab, trotz seiner be-

beschränkten Lage etwas Rechtes zu schaffen, führt er in der Widmung zur Naturgeschichte der Tiere aus: „Ich sah wohl ein, daß ich nicht viel ausrichten werde; wenn ich mit meinen Beobachtungen im Vaterlande und mit meinem Durchlesen der über dieses Fach geschriebenen Bücher nicht auch Reisen in fremde Länder verbinden könnte; daher bin ich in einige Gegenden Deutschlands und Italiens gereist. Hätte ich das Glück gehabt, einen Gönner zu finden, oder wären meine Vermögensumstände nicht so beschränkt gewesen, so hätte ich schon die entferntesten Länder und Meeresküsten mit brennender Wißbegierde durchwandert. Dies aber war mir nicht vergönnt; ich tat also, was ich konnte, ich gewann Freunde in den verschiedensten Gegenden Europas, die freundlich, treu, freigebig mir viele nach dem Leben gezeichnete Abbildungen von Tierarten und auch deren Namen und Geschichte mitteilten. Ich selbst aber legte nicht nur den Landleuten, Jägern, Fischern in meinem Vaterlande über die verschiedenen, ihnen bekannten Tiere viele Fragen vor und zeichnete ihre Bemerkungen auf, sondern ich tat das auch bei den vielen Fremden, die durch unsere Stadt reisen, und verglich damit alles, was ältere oder neuere Schriftsteller über diesen Gegenstand geschrieben hatten, und machte meine Auszüge daraus.“

So erschien denn 1551—1556 seine große Naturgeschichte des Tierreiches, bestehend aus je einem großen, dickleibigen Buch über die lebendig gebärenden, die eierlegenden vierfüßigen Tiere, die Vögel und endlich ein vierter Band über die Fische und anderen Wassertiere. Ein Insektenband und ein Schlangenwerk kam erst nach seinem Tode heraus. Hiefür hat er wohl 250 Schriftsteller ausgezogen, die Namen der Tiere so weit möglich in 13 Sprachen angegeben und häufige eigene Beobachtungen angefügt; was ihm um so höher anzurechnen ist, als seine Vorgänger ihre Belehrung über die Dinge der Natur mehr in den klassischen Schriften als in der Natur selbst suchten. Das umfangreiche Werk, mit Tausenden von Seiten, verbreitete sich bei jeder Tierart über die Arten und Abarten, die Lebensweise, die Fortpflanzung, den Nutzen und Schaden, die Heilmittel, die es liefert. Von des Verfassers eigenen Zugaben sind für uns besonders auch die Bemerkungen über die Tierwelt der Schweiz wertvoll. So erscheint er als der Begründer der neueren, auf Beobachtung fußenden Naturforschung; bahnbrechend ist er ferner durch die große Zahl meist guter Abbildungen in seinem Werke wie durch die neuen Gesichtspunkte, mit denen er die Wissenschaft befruchtete. Cuvier, der große Naturforscher urteilt über Geßners Werk: Diese Naturgeschichte kann als die erste Grundlage der neueren Zoologie betrachtet werden. Aldrovandus (1522—1605) hat sie fast wörtlich abgeschrieben; Jonston abgekürzt und mancher spätere Schriftsteller daraus fast seine gesamte Gelehrsamkeit gezogen, ohne es sich einzugestehen; denn es ist zu bemerken, daß die Stellen der Alten, die Geßner entgangen sind, von den Neueren kaum mehr beachtet wurden. Er verdiente dieses Vertrauen durch seine Genauigkeit, seine Klarheit, seine Ehrlichkeit und die Feinheit seiner Bemerkungen: Er war ein Wunder des Fleißes, des Wissens und der Gelehrsamkeit.“

Ähnlich äußert sich Cuvier, 1864: „Wenn er nicht „Familien“ schuf, so gab er doch die gemeinsamen Merkmale an; er gab die erste Grundlage zu einer vernünftigen Einteilung. Er vergleicht, klassifiziert, ordnet die Dinge und Tatsachen, zieht daraus die allgemeinen Schlüsse nicht nur, um die Kennt-

niz zu vereinfachen, sondern auch um der Natur ein Geheimnis zu entlocken. Er erkannte, daß die natürliche Einteilung sich auf die Gesamtheit und den relativen Wert aller Merkmale gründen muß. Als erster führt er die Doppelbezeichnungen ein, indem er der Gattung einen substantivischen, der Art einen adjektivischen Namen gab. Auch die Gattungen vereinigte er oft zu größeren Gruppen."

1554 gab er ein Buch über Arzneimittel heraus, in dem er alles zusammenstellte, was die Literatur darüber enthielt.

Im gleichen Jahre wurde er zum Oberstadtarzt bestimmt. Die bezüglichliche „Ordnung umb den Stadtarzt, so Doctor“ lautet: Rotschlog, was Doctor Conrad Gessner zu thun schuldig syn. Erstlich als er von der Gestifft zu einem Lesser in der physic angenommen, sol Er dieselb Lezgen führen wie bißhar die gewöhnlichen Tag und stunden flhzig Versehen, wie einem sellichen Lesseren zustatt und gebühret, by derselben Bstallung blyben, so in fl 80 Geld, 10 mutt Kernen, 10 Eimer Wein und 2 Malter Haber bestat. Demnach wollend myn Herren, daß benannter Doctor der Stattarzt auch heiße und sye: Also daß er gmeiner Statt und den Thren warten und diene, Kynden und Armen, Jungen und Alten, in ihren Lhbskrankheiten und gebrechten wie die je zu zhten verhanden sind, mit syner Kunst der Arzney und dem wassergschouwen threuwlich und flhzig behelfe und beraten syn, und nach synem Vermögen syn bests und wägsts zethun umb eine zimmlliche gebührlliche Blohnung. So aber die Kranknen mit Armut beladen dos dann Er ohn Blohnung durch Gottes Willen daß bestthun wie man syner Bcheidenheit wol verthrouwent und ihm daselbig genzlich heimgesetzt syn. Darzu soll Er Doctor Gessner von der Statt nit ryten, gan an andere orth und end ohne unser Herren Burgermeisters Erlaubnis und Verwilligung. Ferner ist Doctor Gessner zugebunden, daß Er by der gschaum der Malesnyng syge, darinn syn Hilff und Noth mittheile, wie der bruch ist... So hobent myn Herren ihm inn Belohnung als einem Stattarzt um 20 guldin erbesseret; die sollend Ihm hinfüro jehrlich uß der Statt Seffel gegeben und bezahlt werden. — Gleichzeitig war ihm auch die Aufsicht über die Hebammen, Apotheker und das Spital überbunden.

1555 bestieg Gessner zum zweiten Mal den Pilatus, den er schon 1549 besucht hatte, ein damals nicht gerade gewöhnliches Unternehmen, zu dem er vorher die Erlaubnis der Luzerner Regierung einholen mußte. Aus der Beschreibung, die er davon gibt, sei entnommen: „Wir können die Hochgebirge der Alpen in 4 Regionen einteilen. Auf der obersten Höhe herrscht ein beständiger Winter, Schnee und Eis und kalte Winde. Dann folgt die Frühlingsgegend, nach einem sehr langen Winter ein sehr kurzer Frühling. Dann die herbstliche Lage, in welcher drei Jahreszeiten vorkommen, Winter, Frühling und etwas vom Herbst; und endlich die unterste Tiefe, wo auch ein kurzer Sommer sich findet. . . . Der Stadtdiener, der uns zum Begleiter mitgegeben war, hatte Wein mit sich getragen. Einen solchen Begleiter mußten wir nach den Verordnungen der Regierung bei uns haben wegen des Aberglaubens der Einwohner, die niemand zum Bergsee hinzulassen, der nicht einen rechtschaffenen Bürger von Luzern als Führer bei sich hat. . . Das ist vielmehr ein Sumpf, in dem Pilatus, so wie in dem kleineren nahe dabei liegenden seine Gattin begraben sein soll. Wenn ein Mensch absichtlich etwas in diesen Pilatussee hineinwirft, so sei, sagen die

Einwohner, für die ganze umliegende Gegend ein furchtbares Ungewitter und eine Ueberschwemmung zu besorgen.“ Gegen diesen Aberglauben spricht sich Geßner ganz entschieden aus.

Bei der rastlosen Tätigkeit, der Geßner oblag, ist es begreiflich, daß seine Gesundheit schwer litt. Schon 1551 brach er zusammen und erholte sich nur schwer wieder. Sein Angesicht war so blaß, seine Gestalt so abgezehrt wie die eines Greises, trotzdem er noch nicht 40 Jahre zählte. Zudem lebte er noch immer in drückendster Armut, darum wandte er sich 1558 endlich in einem langen Schreiben an Bullinger, aus dem entnommen sei: „Nachdem ich nun endlich durch Gottes Gnade mein Buch von den Wassertieren zu Ende gebracht habe, muß ich geplagter Mann nun schon wieder neue, weitaussehende Arbeiten übernehmen. Seit zwanzig Jahren wurde mir das Glück nie zu teil, von ununterbrochenen und angestrengten nächtlichen Arbeiten auch nur einmal ausruhen zu können. Ich wünsche mir keineswegs eine untätige und träge Ruhe, sondern nur etwas freiere Muße und ein Leben, das meinem Berufe als Arzt und als öffentlicher Lehrer angemessener sei. . . Könnte ich einmal zu etwas mehr Muße gelangen, so würde ich einer bessern Gesundheit genießen, die gegenwärtig, wie meine Totenblässe und meine abgezehrte Gestalt andeuten, sehr angegriffen ist. Ich würde die Munterkeit meines Geistes wieder erhalten, der jetzt beinahe stets düster und niedergeschlagen ist. . . Warum lässest du denn das Bücherschreiben nicht bei Seite (möchte mir jemand einwenden) und begnügst dich mit deiner Besoldung? Wer würde aber wohl, hätte ich nicht so fleißig gearbeitet, meine Gläubiger befriedigt haben, nachdem ich aus Frankreich zurückgekommen war, wo ich nur ein so geringes Stipendium genossen hatte? Wer hätte mich und die Meinigen erhalten, da ihr mir ziemlich lange jährlich nicht mehr als 30 fl. zukommen ließe? Woher hätte ich ein Haus gekauft, da ich vorher unstät eine Wohnung mit der andern vertauschen mußte? Wie hätte ich meine Verwandten, wie meine Nissen und Nichten, von denen die meisten sehr arm sind, wie meine teurgeliebte Mutter unterstützen können? . . Deshalb bin ich gezwungen, nicht wie ein Arzt, nicht wie ein Freund und Verehrer der Wissenschaften, sondern wie der ärmste und geringste Tagelöhner zu leben. . . Den kleinen Garten hatte ich gekauft, um darin Kräuter, deren Kenntnis und Gebrauch dem Arzt unentbehrlich sind, anzupflanzen; ich habe ihn nun aber aus Armut wieder verkaufen müssen, um mit dem daraus erlösten Geld in meinem Hause einige bequeme Zimmer, die ich so lange entbehren mußte, einrichten zu lassen. . . Von so vielen Arbeiten erschöpft, abgemergelt, entkräftet, halbbblind und zuweilen kaum meiner selbst bewußt, soll ich mich wieder in das alte Joch spannen, soll ich wieder eine Arbeit übernehmen, die mich 2 oder 3 ganze Jahre lang kaum wird frei atmen lassen? . . . Gib mir doch einen gütigen Rat, damit ich nicht in düsterm Trübsinn mich verzehre und nach und nach dahinschwinde. . .“ (Schluß folgt.)

Brennesseln stechen nur wenn du sie streiffst.
 Faß herzhaft zu, so fühlst du keinen Schmerz.
 So fügt sich oft ein herbes, trotziges Herz,
 Wenn du es fest mit starken Händen greiffst.

Ilse Franke.